

nach der Emigration in Brasilien gestorben? Damals war er fünf.

Seither war er allein. Allein mit der Mutter, mit Dona Carlotta. Arbeit fand sie nur als Tagelöhnerin, Paulo und Carlotta, der Sohn und die Mutter wurden sich zur verlorenen Heimat. Doch Paulo hielt die erstickende und verzehrende Liebe, die er doch nicht verraten wollte, nicht aus. Er verstummte. Er vegetierte dahin. Er brach in der Revolte aus. Ihn zog es in die Stadtrandbordelle der Schwulenszene, bis er im Drogenrausch nicht mehr nach Hause fand. Im glühenden Kern seines Elends wurde er von der Aufopferung der Mutter, von ihrer Bevormundung und ihrer dominanten Allgegenwärtigkeit zugleich vertrieben und angezogen. Vom HIVirus befallen, fand er ausgezehrt und todkrank in die Favela der Mutter zurück.

Ich horche auf seinen inneren Schrei. Und ich vernehme, wie aus der Erstickung ein Traum sich aufschwingt von einer Reise ins Nirgendwohin, in ferne, unbekannte Weiten. Sein Traum wird eine Melodie, die mitzusingen er mir anbietet. Ich trete ein in das mystische Reservoir eines scheinbar ungelebten Lebens und lerne im Kommen und Gehen seine eigene Sprache. Indem ich seine Worte wiederhole, eine Szene wiedererkenne, seine Gefühle annehme und verstärke, kommen ungeheilte Schmerzen zum Vorschein und verschlungene Leidenschaften. Gemeinsam kann die Gewißheit ausgehalten werden, daß das Unglück unvermeidlich war.

Paulo wird trotz intensiver Pflege immer schwächer. Ich folge den Schriftzügen seines Stöhnens und seiner Schmerzen und spüre, wie dem Gewebe seines Lebens ungeahnte Lichtseiten entwachsen. Trotz der andrängenden Wellen hat er das unruhige Meer seines Lebens schon überquert. Eines Morgens finde ich ihn im komatösen Halbschlaf, in einem Land, in dem meine Hände und mein zielstrebiges Wollen nicht mehr gefragt sind, im Land ohne Handlung und ohne Geschehen. Sein Gesicht spricht von der Leichtigkeit erster Tage. Es spricht aus der befreiten Seele.

Und ich fühle mich verlassen und nutzlos. Durch die Spalten der Bretterbude drängen sich die vielen Verstorbenen, die mich selber geprägt haben. All diese Tode! Sie verbinden sich mit dem Röcheln von Paulo. Die Tränen schießen hervor.

Mit Dona Carlotta schließen wir seine Augen. Wir stehen da, erleuchtet von dem entspannten Gesicht. Vollkommene Ruhe strahlt in dem Raum. Dona Carlotta nimmt mich in den Arm. Sie sagt zu mir: „Ich habe einen Sohn verloren und eine Tochter gefunden.“

Gedichte

Georg Langenhorst „Wir sind die Seinen“

Tod und Sterben als Thema der Gegenwartsliteratur

Wie gehen Dichter und Schriftsteller mit der Frage des Todes um, gegen welche Verdrängungen setzen sie sich zur Wehr, welche Bedeutung hat der Tod von Angehörigen und die Erwartung des eigenen Sterben-Müssens für das Leben dieser Frauen und Männer?

red

Der Tod ist groß.

*Wir sind die Seinen
lachenden Munds.*

*Wenn wir uns mitten im Leben meinen
wagt er zu weinen
mitten in uns.*

Mit diesem „Schlussstück“¹ benannten Gedicht schloß Rainer Maria Rilke (1875–1926) zu Beginn unseres Jahrhunderts seine nachmals berühmte Gedichtsammlung, das „Buch der Bilder“, ab. Der Tod als unleugbare Realität mitten im Leben, sei es der Tod lieber Weggefährten oder das Wissen um das eigene Lebensende: Kein anderes Thema, keine andere Dimension des menschlichen Daseins beschäftigt von jeher die Literatur mehr als das Ringen um einen Sinn, eine Bedeutung, wenigstens ein Verstehen der Endlichkeit allen Lebens.²

¹ Rainer Maria Rilke, „Schlussstück“, in: *ders.*, Das Buch der Bilder 1906, Wiesbaden 1988, 112.

² Davon zeugen u. a. drei neuere literarische Anthologien, die zahlreiche Textbeispiele liefern: Friederike Waller (Hg.), Alles ist nur Übergang. Gedichte und Texte über das Sterben, Frankfurt 1988; Franz W. Niehl/Rüdiger Kaldewey (Hg.), Möchten Sie unsterblich sein? Ein Lesebuch, München 1992; Inge und Erich Joß (Hg.), Der Tod ist in der Welt, Gedichte zu Sterben und Tod, Würzburg 1993.

In den letzten Jahrzehnten vollzieht sich diese bewußte Sprachsetzung der Literatur jedoch gegen eine *doppelte Tabuisierungstendenz*, die den gegenwärtigen Umgang, besser: Nicht-Umgang, mit der Dimension des Sterbens prägt. Immer mehr wird das Sterben einerseits aus dem Bewußtsein des Alltagslebens verdrängt, den verschiedenen „Spezialisten“ in Medizin und Seelsorge überlassen. Andererseits flimmert uns jedoch der tausendfache, anonyme Nachrichtentod vermischt mit dem ästhetisch aufbereiteten Unterhaltungssterben der Krimis und Western über den allpräsenten Bildschirm ins tägliche Bewußtsein.

Beide Tendenzen, die Abdrängung des Sterbens aus der konkreten Alltagserfahrung einerseits, wie die medienmögliche Bezeugung der tatsächlichen oder nur gespielten Todesinflation andererseits, fördern jedoch die gleiche Grundausrichtung: Tod und Sterben werden letztlich unreal, unfaßbar, der Sprache und Vorstellung entzogen. Ein reflektiertes Bewußtsein der Dimension der eigenen Sterblichkeit ist damit aber genauso unmöglich wie ein einfühlsamer Umgang mit dem Sterben anderer Menschen.

Protest gegen die Todestabuisierung

Gegen diese Verdrängung des Todes und die Entsprachlichung des Sterbens aber begehren Schriftsteller und Schriftstellerinnen auf. Sie, die mehr als andere die geistigen Strömungen der Zeit feinfühlig erfassen und in Sprache zu gießen versuchen, wollen Tod und Sterben besprechbar, begreifbar, vielleicht bewältigbar machen. Nur wenige zentrale Beispiele sind hier zu benennen³:

*Ein Hund
der stirbt
und der weiß
daß er stirbt
wie ein Hund
und der sagen kann
daß er weiß
daß er stirbt
wie ein Hund
ist ein Mensch*

³ Von den zahlreichen neueren Beiträgen zum Thema sei nur hingewiesen auf: *Magda Motté*, Der Mensch vor dem Tod in ausgewählten Werken der Gegenwartsliteratur, in: *Hans Helmut Jansen*

„Definition“⁴ nannte der Lyriker Erich Fried (1921–1988) diese 1964 in seinen „Warngedichten“ veröffentlichten Verse, und der Titel ist ganz wörtlich gemeint: Das Wissen des Menschen um seine Sterblichkeit und die Fähigkeit des Menschen, darüber zu sprechen, definieren ihn wesensmäßig, machen gleichzeitig seine Größe und sein Elend aus. In der Schlußfolgerung heißt dies aber: Eine Verdrängung des Sterbens, ein Sprachverlust im Hinblick auf den Tod, beschwört die Gefahr herauf, daß der Mensch seine Existenz letztlich verfehlt, verkennt. Eine bewußte Auseinandersetzung mit der Sterblichkeit des Menschen wird hier zum ethischen Gebot.

Wie keine andere deutsche Autorin hat sich gerade Marie Luise Kaschnitz (1901–1974) mit der Dimension des Sterbens beschäftigt, mit dem Ringen um den Tod, ohne je zu einem be-greifbaren Ergebnis zu kommen. Die Auseinandersetzung mit dem Tod ihres geliebten Mannes prägte ihr literarisches Schaffen von Grund auf. „Ohne Tod“ heißt ein kurzer Prosatext aus ihrem 1970 erschienenen Bändchen „Steht noch dahin“⁵: Was wäre, „wenn einer sich vornähme, das Wort Tod nicht mehr zu benützen, auch kein anderes, das mit dem Tod zusammenhängt, mit dem Menschentod oder mit dem Sterben der Natur“, so die Ausgangsüberlegung. Zwar: „Er hätte es nicht leicht“, denn bis in jede Kleinigkeit der Wahrnehmung hinein ist die Gegenwart der Vergänglichkeit nicht zu übersehen, aber dennoch: Es würde „ein schönes Buch, ein paradiesisches Buch“. Implizite Aussage dieses kurzen Textes: Ein Buch, zwar schön, zwar paradiesisch – aber eben nicht menschlich. Unser Dasein ist wesentlich von seiner Endlichkeit, vom Sterben-Müssen, vom Tod geprägt – „wir sind die Seinen“.

(Hg.), *Der Tod in Dichtung, Philosophie und Kunst*, Darmstadt 1989, 487–502; *Walter Falk*, Über die Bedeutung des Todes in der deutschen Literatur der achtziger Jahre, in: *Harald Wagner* (Hg.), *Arsmoriendi*. Erwägungen zur Kunst des Sterbens, Freiburg – Basel – Wien 1989, 176–198.

⁴ Jetzt in: *Erich Fried*, *Gesammelte Werke*. Gedichte I, Berlin 1993, 337.

⁵ *Marie Luise Kaschnitz*, „Ohne Tod“, in: *dies.*, *Steht noch dahin*, Frankfurt 1970, 21. Vgl. die Untersuchung von *Ulrike Suhr*, *Poesie als Sprache des Glaubens*. Eine theologische Untersuchung des literarischen Werkes von Marie Luise Kaschnitz, Stuttgart – Berlin – Köln 1992, bes. 186–224.

Wie aber läßt sich mit dem unfaßbaren, auch für Schriftsteller letztlich nicht beschreibbaren Phänomen der menschlichen Sterblichkeit umgehen? In seinem 1991 veröffentlichten, von der kritischen Leseöffentlichkeit begeistert aufgenommenen Erfolgsroman „Die folgende Geschichte“⁶ gelingt es dem Holländer Cees Nooteboom (* 1933) sich dem Thema anzunähern, indem er die unterschiedlichsten Betrachtungen des Todes – etwa aus Sicht der Naturwissenschaft oder der klassischen Philosophie, erzählt als Biologie- oder Griechisch-Schulstunde – mit mehreren Sterbeberichten in ein literarisch stimmiges Ganzes verwebt. Ohne eine eigengeprägte Version aufzuzwingen, trägt der Haupterzähler die Erzählfäden zusammen und ermöglicht den Lesern, ihre eigene existentiell plausible Version auszuwählen. Gerade diese letzte Nichtgreifbarkeit verbindet die Erzählform des Romans kongenial mit seinem Thema.

Der Tod der Eltern als Anlaß zur Selbstfindung

Überblickt man die weitere Gegenwartsliteratur, so wird deutlich, daß die schriftstellerische Auseinandersetzung mit Tod und Sterben primär einer neuen Selbstdefinition des eigenen Lebens dient. „Bitte nicht sterben“⁷ – dieser programmatisch betitelte neue Roman von Gabriele Wohmann steht dabei außerhalb der breiten Schreibtradition, beschreibt er doch das Sich-an-das-Leben-der-Mutter-Klammern einer erwachsenen Tochter. Nein, für sehr viele andere Schriftsteller beginnt die wirkliche Auseinandersetzung mit den Eltern erst angesichts deren Sterbens oder sogar erst nach deren Tod.

Das wird deutlich an einer zahlenmäßig erstaunlich umfangreichen Reihe von stark autobiographisch geprägten Romanen, in denen der Tod des Vaters oder seltener der Mutter zum Anlaß einer nachträglichen, im Leben verpaßten oder bewußt verdrängten Klärung der Eltern-Kind-Beziehung wird. Nur die wichtigsten dieser Romane können erwähnt werden: Angefangen von Peter

Handkes „Wunschloses Unglück“ von 1972 oder Paul Kerstens „Der alltägliche Tod meines Vaters“ über Christoph Meckels „Suchbild“, Jutta Schuttings „Der Vater“ und Brigitte Schwaigers „Lange Abwesenheit“ von 1980, über Ulla Berkéwicz „Josef stirbt“ (1982), Ludwig Harigs „Ordnung ist das halbe Leben“ (1986) bis zu Hanns-Josef Ortheils „Abschied von den Kriegsteilnehmern“ (1992): Diese Bücher thematisieren in der Reflexion des Sterbens der Eltern gleichzeitig den eigenen Standort der Weiterlebenden. Der Prozeß des Schreibens über Vater und Mutter an ihrem Sterbebett oder an ihrem Grabstein erweist sich als Emanzipations- und Befreiungsbewegung, vor allem angesichts der aktiven oder passiven Verwicklungen der Elterngeneration in die Machenschaften des Nationalsozialismus. Darüber aber ließ sich im Leben gerade nicht sprechen, dieses Thema war zu Lebzeiten das große Tabu – gerade weil sich die Entwicklungen des gesellschaftlichen Makrokosmos im Binnenraum des familiären Mikrokosmos spiegelten.

Eine – zuvor stets verpaßte und nun wehmütig eingeklagte – Auseinandersetzung mit der Elterngeneration in ihrer politischen Verantwortung erweist sich aber für die Generation der Träger der „Gnade der späten Geburt“ als lebensnotwendig, als unumgänglich zur Klärung der eigenen Identität. Die Form dieser Auseinandersetzung kann dabei variieren – von der „nachgetragenen Liebe“⁸ eines Peter Härtling bis zur gleichfalls titelgebenden „Abrechnung“⁹ eines Niklas Frank. Programmatisch heißt es in dem dieser Tradition ebenfalls zugehörigen Roman „Die kleine Figur meines Vaters“ des Wiener Schriftstellers Peter Henisch (* 1943): „Ich muß mich, glaube ich, aus DEINER Geschichte heraus schreiben, mich DEINER Geschichte gegenüber emanzipieren, um MEINE zu finden.“¹⁰

Sterbebegleitung: Abschied und Neuanfang

In einigen dieser Romane wird auch jener Aspekt angesprochen, der vor allem in Si-

⁶ Cees Nooteboom, Die folgende Geschichte, Frankfurt 1991.

⁷ Gabriele Wohmann, Bitte nicht sterben. Roman, München 1993.

⁸ Peter Härtling, Nachgetragene Liebe, Darmstadt 1980.

⁹ Niklas Frank, Der Vater. Eine Abrechnung, München 1986.

¹⁰ Peter Henisch, Die kleine Figur meines Vaters, Frankfurt 1975, 21.

mone de Beauvoirs „Ein sanfter Tod“ von 1964 tiefwirkenden literarischen Niederschlag gefunden hat: ein intensives Begleiten des Sterbeprozesses von Vater oder Mutter, in dem Selbstreflexion und Rückschau auf das sich dem Ende zuneigende Leben ineinander fließen. Neben einem weiteren Mutter-Tochter-Buch von Verena Stefan¹¹ von 1994 hat hier vor allem der bayerische Schriftsteller Ludwig Fels (* 1946) zuletzt mit „Der Himmel war eine große Gegenwart“ von 1990 ein wichtiges literarisches Zeugnis über die Mutter-Sohn-Beziehung vorgelegt. Angesichts des Sterbens seiner Mutter schildert er unbarmherzig und genau seine eigenen verschiedenen Reaktionsstufen: Protest, Wunsch zur letzten Aussprache, versuchte Begleitung der Sterbenden, Mechanismen zur Ablenkung, aber auch Unwillen: „Ich wünsche mir ihren Tod jetzt, bin fast ungehalten, daß sie so langsam stirbt.“¹² Am Ende aber steht die erneute Zuwendung des Sohnes zum eigenen, durch das bezeugte Sterben freilich beschatteten Leben.

Zu derartigen Beschreibungen des Sterbens nahestehender Menschen im Sinne einer gleichzeitigen Selbstbesinnung auf das eigene Weiterleben zählt auch das 1991 von dem Kölner Schriftsteller Dieter Wellershoff (* 1925) veröffentlichte Buch „Blick auf einen fernen Berg“, in dem er sprachmächtig das von ihm intensiv begleitete Sterben seines jüngeren Bruders und vor allem seinen eigenen Umgang damit als Weiterlebender wiedergibt. Warum durfte er, der ältere, weiterleben? Und entdeckt er, der den Todesprozeß in jedem seiner Stadien beobachten mußte, jetzt nicht täglich an sich selbst scheinbar ähnliche Symptome? Schuldgefühle und Lebensmißtrauen: „Man tritt nicht mit einem Schritt aus dem Schatten heraus, der mit dem Tod eines vertrauten Menschen über einen fällt.“¹³

Die Warum-Frage angesichts des Todes und der Protest gegen das Sterben im Namen der Menschlichkeit, besonders – wenn auch nicht ausschließlich – gegen den unzeitgemäßen, allzu frühen, widersinnigen Tod:

Dieses Motiv zieht sich freilich durch die gesamte Literatur, die sich mit dem Thema befaßt:

*im namen dessen der tote erweckte
im namen des toten der auferstand
wir protestieren gegen den tod von
gustav e. lips*

so der Schweizer Pfarrer und Lyriker Kurt Marti in einer seiner dichterischen „Leichenreden“ aus dem Jahre 1969, erwachsen aus der pastoralen Praxis des alltäglichen Umgangs mit Sterbenden. Protest gegen den Tod gerade im Namen Gottes – warum? Was zeichnete diesen Gustav E. Lips aus?

*erstens war er zu jung
zweitens seiner frau ein zärtlicher mann
drittens zwei kindern ein lustiger vater
viertens den freunden ein guter freund
füntens erfüllt von vielen ideen¹⁴*

Das eigene Sterben: Zwischen Rebellion und Ringen um Bedeutung

„Es sterben nur die anderen“¹⁵, heißt es provokativ in einem Gedicht des Karlsruher Lyrikers Walter Helmut Fritz (* 1929). Wie aber setzen sich Schriftsteller mit der Einsicht auseinander, daß es eben doch nicht immer die anderen sind, die sterben, sondern schließlich ein jeder selbst? Wiederum ist zunächst die Autobiographie jene literarische Form, die die beeindruckendsten Zeugnisse liefert, etwa Peter Nolls „Diktate über Sterben und Tod“ von 1984 oder Maxi Wanders „Leben wäre eine prima Alternative“ von 1980.

Vor allem das Todesringen eines unter dem Pseudonym Fritz Zorn schreibenden Schweizers, 1977 unter dem Titel „Mars“ erschienen, hat durch seine letztgültige Unversöhnbarkeit, durch seine bleibende Anklage der Bedingungen, die zu seiner tödlichen Erkrankung führten, bis heute nichts an Schärfe und Herausforderung verloren: „Ich bin jung und reich und gebildet; und ich bin unglücklich, neurotisch und allein. ... Natürlich habe ich auch Krebs.“¹⁶ Hier schreibt ein Sterbender ungeschminkt seinen brüllenden Protest gegen das Todesur-

¹¹ Vgl. Verena Stefan, Es ist reich gewesen. Bericht vom Sterben meiner Mutter, Frankfurt 1994.

¹² Ludwig Fels, Der Himmel war eine große Gegenwart. Ein Abschied, München 1990 (1992), 66.

¹³ Dieter Wellershoff, Blick auf einen fernen Berg 1991, Frankfurt 1993, 205.

¹⁴ Kurt Marti, Leichenreden 1969, Frankfurt 1991, 23.

¹⁵ Vgl. Walter Helmut Fritz, „Es sterben nur die anderen“, in: ders., Mit einer Feder aus den Flügeln des Ikarus. Ausgewählte Gedichte, Frankfurt 1989, 17.

teil Krebs, getrieben von einer letzten Hoffnung auf das Wunder einer Heilung und dem trotzigen Glauben an den Sinn des Aufbehrens. Noch 1986 wurde eine „Antwort an Fritz Zorn“ veröffentlicht, mit dem Titel „Krebs kann auch eine Chance sein“ (Christiane Lenker).

Nur wenige große Autoren versuchen freilich unabhängig von akuten Erkrankungen oder dem Bezeugen des Sterbens von Nahestehenden sich bewußt auf ihr eigenes Lebensende vorzubereiten, sich selbst der Tatsache des eigenen Sterben-Müssens zu stellen – und diesen Prozeß literarisch zu bezeugen. „Es wird Zeit, nicht bloß an den Tod zu denken, sondern davon zu reden. Weder feierlich noch witzig. Nicht vom Tod allgemein, sondern vom eigenen Tod“¹⁷, schrieb der 1991 verstorbene Schweizer Schriftsteller Max Frisch bereits in seiner 1975 erschienenen autobiographisch gefärbten Erzählung „Montauk“. Und so gehört denn sein dreiteiliges Szenenstück „Triptychon“ (1978) genauso zu den klassischen literarischen Auseinandersetzungen mit dem Thema Sterben wie der spätere Roman „Der Mensch erscheint im Holozän“ (1979).

Sterbevorbereitung aber betrifft die Gedanken über die bewußte Gestaltung der noch verbleibenden Lebensspanne. Wieder ist es Erich Fried, der diesen Blick auf die verbleibende Zeit in seinem Gedicht „Bevor ich sterbe“¹⁸ meisterhaft in Sprache kleidet. Es endet mit den Versen:

*Bevor ich sterbe
noch einmal sprechen
von Liebe
damit doch einige sagen:
Das gab es
das muß es geben*

*Noch einmal sprechen
vom Glück der Hoffnung auf Glück
damit doch einige fragen:
Was war das
wann kommt es wieder?*

Vor allem in Zeiten von Aids stellt sich die Frage nach dem Umgang mit dem eigenen Sterben-Müssen, nach den Lebensverwicklungen, die zu dieser Krankheit führten, und den gleichgültigen Reaktionen der Umwelt in neuer Schärfe. In allerjüngster Zeit war es vor allem der jüdisch-amerikanische Erfolgsschriftsteller Harold Brodsky, der mit seiner – im Titel einem Roman von Gabriel García Márquez angelehnten – „Chronik eines angekündigten Todes“ in den großen internationalen Zeitschriften¹⁹ für Aufmerksamkeit, ja schockierendes Aufsehen sorgte. Gerade er als Schriftsteller sieht es als seine Aufgabe an, die Erkrankung an Aids und die Auseinandersetzung mit dem eigenen Sterben zum öffentlichen Thema zu machen.

Und nach dem Tod?

Sterben und Tod besprechbar zu machen, den Tabuisierungstendenzen der Gegenwartsströmungen zu entreißen, im Thematisieren des Todes das Leben selbst neu zu erkennen – dies vor allem also sind die Zielausrichtungen und selbstgestellten Ansprüche der genannten Schriftstellerinnen und Schriftsteller; und nur wenige repräsentative Stimmen aus einem vielfältigen und großen Chor konnten kurz zu Wort kommen. Doch nach dem Tod? Nur wenige zeitgenössische Autoren wagen eine Sprachsetzung ihrer über das irdische Dasein hinausreichenden Hoffnungen. Allzu deutlich klingt die wirkmächtige, 1926 im Gedicht „Gegen Verführung“ geäußerte Warnung Bertolt Brechts in den Ohren:

*Laßt euch nicht verführen!
Es gibt keine Wiederkehr.²⁰*

Um so mehr überrascht etwa Kurt Martis rebellische Hoffnung in ihrer Unverblümtheit. Eines der letzten Gedichte seiner „Leichenreden“ beginnt mit den Versen „das könnte manchen herren so passen“ und schließt:

*aber es kommt eine auferstehung
die anders ganz anders wird als wir
dachten
es kommt eine auferstehung die ist
der aufstand gottes gegen die herren
und gegen den herrn aller herren: den
tod²¹*

¹⁶ Vgl. hierzu: Georg Langenhorst, Hiob unser Zeitgenosse. Die literarische Hiob-Rezeption im 20. Jahrhundert als theologische Herausforderung, Mainz 1994, 303–309.

¹⁷ Max Frisch, Montauk. Eine Erzählung, Frankfurt 1975 (1981), 202.

¹⁸ Erich Fried, Gesammelte Werke. Gedichte II, Berlin 1993, 471.

¹⁹ Vgl. Süddeutsche Zeitung, Magazin vom 11. 3. 1994.

²⁰ Bertolt Brecht, Gegen Verführung, z. B. in: ders., Die Gedichte in einem Band, Frankfurt 1990, 260.

²¹ Kurt Marti, Leichenreden, a. a. O., 63.

Vorsichtiger und zurückhaltender formuliert Marie Luise Kaschnitz in ihrem Gedicht „Ein Leben nach dem Tode“. Auf die Frage, ob sie daran glaube, daß mit dem Sterben noch nicht alles zu Ende sei, ob sie an ein Leben auch nach dem Tode glaube, antwortet sie mit „Ja“, aber wie das aussehe, weiß sie nur in Bildern, in Sprach- und Vorstellungsversuchen zu schreiben. Nur tastende, unscharfe Bilder? Das Gedicht endet mit den Worten:

*Mehr also, fragen die Frager
Erwarten Sie nicht nach dem Tode?
Und ich antworte
Weniger nicht.²²*

²² Marie Luise Kaschnitz, „Ein Leben nach dem Tode“, in: *dies.*, Kein Zauberspruch. Gedichte, Frankfurt 1972 (1986), 119 f.

Bücher

Leben und Tod

Albert Gasser (Hg.), *Tod als Grenze zu neuem Leben. Fragen nach den „Letzten Dingen“*, NZN Buchverlag, Zürich 1993.

Das von Albert Gasser herausgegebene Buch dokumentiert eine Vorlesungsreihe, die 1991 an der Theologischen Hochschule von Chur gehalten wurde. Die fünf Beiträge aus verschiedenen theologischen Disziplinen ergeben zwar kein Gesamtbild theologischen Bedenkens der „Letzten Dinge“, markieren aber wichtige Problemfelder der heutigen eschatologischen Forschung. *Ernst Spittich* skizziert die gegenwärtige Auseinandersetzung mit Sterben und Tod und das neuerwachte Interesse am Jenseits. Er sieht darin eine Herausforderung an die Kirchen. In der Erneuerung der Krankensalbung und der Spitalseelsorge und in einer Renaissance der alten *Ars moriendi* findet er Anzeichen, wie sich die Kirchen dieser Herausforderung stellen. In einer Analyse von 1 Kor 15 setzt sich *Josef Pfammatter* mit der Gewißheit und Zuverlässigkeit der Osterbotschaft, daß der Tod nicht das letzte Wort hat, auseinander. Ostern ist im paulinischen Denken der Beginn einer neuen Schöpfung, die die erste unendlich überragt. Das letzte

Wort spricht Gott und löscht damit den Tod und die Unheilsmächte aus. Aus moraltheologischer Sicht plädiert *Hans Halter* für die Wiederentdeckung des Gerichts Gottes, weil es sowohl die menschliche Verantwortung als auch die Verantwortung Gottes für seine Schöpfung zur Sprache bringt. Der Dogmatiker *Magnus Löhrer* wendet sich gegen eine einfache Verabschiedung der kirchlichen Lehre von der Unsterblichkeit der Seele – trotz der Mißdeutung durch einen vulgären Dualismus. Die „Unzerstörbarkeit“ der Seele garantiert erst das Kontinuum zwischen irdischem und kommendem Leben. Daß die biblische Botschaft von der Wiederkunft Christi nicht bloß ein Biotop für Sektanten ist, zeigt der Beitrag von *Susanne Heine*. Er befaßt sich mit den apokalyptischen Wurzeln der neutestamentlichen Christologie und der Hoffnung auf die Wiederkunft Christi und beschreibt die Bedingungen, unter denen christliche Endzeitvorstellungen sektiererisch werden. – Das Buch gibt in knapper Form wieder, was Christen über Tod und Auferstehung glauben. In einer Zeit, wo Antworten auf diese Fragen vielfach in östlichen Religionen und in der Esoterik gesucht werden, sind solche Wegmarkierungen wichtig. *Erich Richter*, Wien

Peter Eicher, *Es gibt ein Leben vor dem Tod. Biblische Erinnerungen*, Verlag Herder, Freiburg – Basel – Wien 1991.

Was theologisch von Peter Eicher kommt, läßt aufhorchen. In seiner Theologie wird nicht abstrakt über die Bibel, über das Leben mit Gott gesprochen, der konkrete Mensch bleibt nicht außerhalb stehen. Anziehend in Eichers Büchern ist die lebendige Integration von Betroffensein durch das Wort Gottes und die Antwort aus allen menschlichen Bezügen. Der Gott der Bibel steht nicht oberhalb oder unterhalb des Menschen, er offenbart sich mitten in seinem Leben. In den „Biblischen Erinnerungen“ wird uns bewußt, daß wir nicht erst ein Leben nach dem Tod zu erwarten haben, sondern längst vor der Todesgrenze dürfen wir ein leidenschaftliches, dynamisches Leben mit Gott führen. Wenn Bischof Romero für die Armen stirbt, wenn Frauen theologisch und menschlich in der Kirche ernstgenommen werden, wenn Menschen die Liebe